

**Feierliche Enthüllung der Gedenktafel  
„Opfer der NS-Militärjustiz“  
am 8. Mai 2013 in Sachsenhausen**

**Eine Dokumentation**



**Herausgeber:  
Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten,  
Sachsenhausen/Oranienburg  
Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz e.V.,  
Bremen**

## **Inhalt**

Ansprache Professor Dr. Günter Morsch	Seite 3
Ansprache Dr. Hans Otto Bräutigam	Seite 7
Ansprache Ludwig Baumann	Seite 10
Lesung von Marlon Kittel aus Alfred Andersch <i>Kirschen der Freiheit</i>	Seite 15

## **Herausgeber:**

Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen -  
Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten  
Straße der Nationen 22, D-16515 Oranienburg; Tel. +49-3301-200-0  
Fax: +49-3301-810 928; [www.stiftung-bg.de](http://www.stiftung-bg.de); [info@stiftung-bg.de](mailto:info@stiftung-bg.de)

und

Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz e.V.  
c/o Ludwigsburger Str. 22, D-28215 Bremen; Tel.: +49-421-374557 /  
E-Mail: [info@bv-opfer-ns-militaerjustiz.de](mailto:info@bv-opfer-ns-militaerjustiz.de); [www.bv-opfer-ns-militaerjustiz.de](http://www.bv-opfer-ns-militaerjustiz.de)



Professor Dr. Günter Morsch

### **Ansprache von Professor Dr. Günter Morsch**

Lieber Herr Baumann, sehr geehrter Herr Dr. Bräutigam,  
Herr Bürgermeister, liebe Frau Reichert, Herr Meyer,  
sehr geehrte Vertreter der russischen Botschaft, lieber Herr Slupina,  
meine sehr geehrten Damen und Herren,

im Namen der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten sowie der Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen begrüße ich Sie alle ganz herzlich zur Einweihung einer nach wie vor leider eher seltenen Gedenktafel. Obwohl in den letzten Jahren viele der zuvor eher marginalisierten oder vergessenen und verdrängten Opfergruppen des nationalsozialistischen Terrors berechtigterweise eine, wenn auch verspätete Anerkennung erreichen konnten, sind die Opfer der NS-Militärjustiz immer noch nicht überall anerkannt. Erst Mitte der neunziger Jahre begann sich dies langsam zu ändern, was vor allem das Verdienst von Ihnen, lieber Herr Baumann, und der von Ihnen mit begründeten Bundesvereinigung ist.

Die Gedenkstätte Sachsenhausen hat daraufhin im Jahre 2007 ihre jährliche Veranstaltung zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar den Opfern der NS-Militärjustiz gewidmet. Damals haben wir, lieber Herr Baumann, in einem gemeinsamen Gespräch den Vorschlag entwickelt, im ehemaligen Kommandanturbereich des KZ Sachsenhausen ein Gedenkzeichen auch für jene NS-Verfolgten anzubringen, die unmittelbar nach Kriegsbeginn durch die SS als Deserteure, Kriegsdienstverweigerer oder sogenannte Wehrkraftzer-setzer nach Sachsenhausen verschleppt worden waren.

Die Opfer nationalsozialistischer Militärjustiz werden gelegentlich bis heute als Drückeberger, Kriminelle oder gar als Landesverräter vielfach diskriminiert. Das liegt vor allem daran, dass

die deutsche Gesellschaft lange gebraucht hat, bis sie sich der Rolle der deutschen Wehrmacht im „Dritten Reich“ ohne Beschönigungen und Verharmlosungen offen stellte. Lange wurden die Verbrechen, die von der Wehrmacht begangen wurden oder an denen sie sich beteiligte, als Exzesse verurteilt, wie sie im Verlaufe von Kriegshandlungen immer wieder geschahen und geschehen. Aber insbesondere die im Osten Europas geführten Feldzüge waren von Anfang an mit dem Ziel einer vollständigen oder teilweisen Vernichtung von so genannten Rassen, Ethnien und Völkern geplant worden. Massen- und Völkermord waren dabei keine außer Kontrolle geratenen Exzesse, sondern ein kühl geplantes und instrumentell, fast fabrikmäßig durchgeführtes Massaker, was sich z. B. an den unter Beteiligung der Wehrmacht im KZ Sachsenhausen durchgeführten Erschießungen von über zehntausend sowjetischen Kriegsgefangenen zeigen lässt.

Der besondere Charakter des gegenüber den Gegnern und Feinden des „Dritten Reichs“ verübten Terrors im Äußern spiegelte sich im Innern in der fanatischen Radikalität, mit der die Wehrmacht gegen Soldaten in den eigenen Reihen vorging, die sich in irgendeiner Form nicht anpassten oder sogar Widerstand leisteten. Seit Beginn des Zweiten Weltkrieges gab es im KZ Sachsenhausen eine unter dem Namen „Sonderabteilung Wehrmacht (SAW)“ in eigenen Baracken zusammen gefasste Gruppe von Häftlingen, zu der im Laufe der Jahre bis zur Befreiung mindestens etwa 800 bis 900 Personen gehörten. Die meisten SAW-Häftlinge hatten sich, wie der Lagerälteste Harry Naujoks berichtet, dem militärischen Drill widersetzt. Nur wenige wurden krimineller Delikte beschuldigt. Ein beim gegenwärtigen Stand der Forschung noch nicht zu beziffernder Anteil war wegen politischer Delikte, z. B. so genannter defaitistischer Äußerungen, in das KZ eingeliefert worden. Von der SS wurden die SAW-Häftlinge als angebliche „Drückeberger“ und „Feiglinge“ besonders brutal behandelt. Zeitweise sperrte man sie in die besonders gefürchtete Isolierung und ließ sie im berüchtigten Todeslager Klinkerwerk schwere und gefährliche Arbeiten verrichten. Dies führte u. a. dazu, dass in nur zwei Monaten zwischen Dezember 1939 und Februar 1940 von ca. 180 SAW-Häftlingen mindestens 33 verstarben. Insgesamt sind in dem aufgrund zahlreicher Quellenlücken unvollständigen Totenbuch des KZ Sachsenhausen die Namen von 71 SAW-Häftlingen erfasst. Man muss davon ausgehen, dass die tatsächliche Anzahl der Opfer deutlich höher ist.

Neben den deutschen SAW-Häftlingen gab es im KZ Sachsenhausen auch zahlreiche ausländische Häftlinge, die wegen ihres Widerstandes gegen die deutsche Besatzungsmacht von deutschen Militärgerichten verurteilt worden waren. Dazu zählt z. B. ein Teil der so genannten Nacht- und Nebel-Häftlinge. Nach einem geheim gehaltenen Erlass vom Dezember 1941 schickten Wehrmachtsgerichte, die in den besetzten Ländern West- und Nordeuropas unter strengster Geheimhaltung tagten, Tausende von Personen in die Konzentrationslager. Sie sollten, wie Hitler formuliert hatte, bei Nacht und Nebel ohne jegliche Spur verschwinden. Wie viele davon auch in Sachsenhausen waren, lässt sich nach dem gegenwärtigen Forschungsstand auch nicht annähernd schätzen. Nicht selten aber endeten die Militärprozesse mit einem Todesurteil. Im Falle von 71 Mitgliedern der niederländischen Widerstandsgruppe „Orde Dienst“ wurden die von einem Feldgericht des militärischen Befehlshabers von Holland ausgesprochenen Todesurteile am 2. Mai 1942 im Industriebauhof des KZ Sachsenhausen durch SS-Angehörige des Totenkopf-Wachbataillons vollstreckt.

Im weiteren Sinne zählten zur Gruppe der genannten Opfer auch die Mitglieder der Zeugen Jehovas. Als so genannte Bibelforscher waren die Anhänger dieser christlichen Religionsgemeinschaft von Beginn an, also seit 1936/37, als Häftlinge des KZ Sachsenhausen dem Terror der SS ausgeliefert. Seit der Entfesselung des Zweiten Weltkrieges durch die Nationalsozialisten wurde die Weigerung der Zeugen Jehovas, zur Waffe zu greifen, mit dem Tode bestraft. Unvergessen ist die Erschießung von August Dickmann am 15. September 1939 auf dem Appellplatz des KZ Sachsenhausen vor den Augen aller Häftlinge, unter ihnen auch sein Bruder Heinrich.

Der bereits erwähnte erste Lagerälteste Harry Naujoks hat in seinen Erinnerungen die Ankunft der ersten SAW- Häftlinge Anfang September 1939 sehr anschaulich beschrieben:

*„Es handelte sich um Soldaten der Wehrmacht, die nach vorangegangener Warnung wegen irgendwelcher Vergehen oder als politisch Verdächtige aus der Wehrmacht ausgestoßen und der Gestapo übergeben worden waren. Die meisten hatten sich dem militärischen Drill widersetzt. Sie alle wurden von den SS-Bewachern hart drangsaliert, immer mit der Betonung, dass sie Drückeberger und Feiglinge seien, während ihre Kameraden an der Front kämpften. Diese SAW-Leute machten es sich auch darum besonders schwer, weil sie nur ein schwach entwickeltes Solidaritätsgefühl hatten, jeder versuchte auf eigene Faust durchzukommen; jedoch gaben sich nach meiner Erinnerung nur wenige dazu her, V-Leute der SS zu werden. Nach kurzer Zeit kam die ganze Gruppe der SAW-Leute in die Isolierung, wo die Bibelforscher, die 175er und die Strafkompagnie untergebracht waren. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen, denen sie jetzt ausgesetzt waren, gestalteten sich so mörderisch, dass viele die KZ-Haft nicht überlebten. Als immer mehr SAW-Häftlinge eintrafen, wurden sie im ‚kleinen Lager‘, im Block 19, untergebracht.*

*Mein erstes Zusammentreffen mit den SAW-Leuten hatte ich am Heiligen Abend, am 24. Dezember 1939. In den politischen Blocks liefen durchweg kleine Veranstaltungen. Auch in den Baracken der anderen Häftlingsgruppen versuchte man, mit unterhaltenden Darbietungen über die trübe Stimmung hinwegzukommen. Der Hunger, der das Lager wie eine Epidemie beherrschte, bestimmte Tag und Nacht das Leben aller Häftlingsgruppen. Der einzige Block, in dem Totenstille herrschte, war der Block der SAWler. Alle saßen auf ihren Plätzen an den Tischen im Tagesraum, den Kopf auf den Tisch gelegt und vor sich hin sinnend, nur zwei bis drei Gruppen in leiser Unterhaltung; die Spindtüren hinter ihrem Rücken waren weit geöffnet und mit selbstgemalten oder aus Zeitungen ausgeschnittenen Bildern und mit winzigen Tannenreisigen ausgeschmückt. All das wirkte gespenstisch hinter diesem Vordergrund von Trübsinn. Der Blockälteste erzählte mir, dass sie so niedergeschlagen seien, weil er ihren Wunsch nicht erfüllt habe, ihnen das Brot, das für die Morgenmahlzeit des ersten Weihnachtstages bestimmt war, schon heute Abend zu geben. Als ich dann aber vorschlug, an diesem Abend und am nächsten Morgen, sich jeweils mit zwei Mann ein Brot zu teilen, gab es Zustimmung und freundliches Entgegenkommen. Dieser Stimmungsumschwung angesichts eines kleinen Entgegenkommens ließ ahnen, was auf uns zukommen würde; denn wir standen am Beginn einer Hungerperiode, über deren Ausmaß niemand von uns eine Vorstellung haben konnte.“*

Soweit das Zitat des kommunistischen Häftlings Harry Naujoks. Dafür, dass wir heute diese Gedenktafel enthüllen können, ist vielen zu danken. In erster Linie der Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz sowie Herrn Ludwig Baumann persönlich. Es haben sich aber auch viele private Spender dafür eingesetzt. Der Förderverein der Gedenkstätte Sachsenhausen hat dazu eine Spendenkampagne initiiert, die mit einer öffentlichen Veranstaltung im Berliner Abgeordnetenhaus eingeleitet wurde. Viele sind dem Aufruf gefolgt. Ihnen den Spendern, vor allem auch der Rosa-Luxemburg-Stiftung, die den größten Anteil daran hatte, danke ich ganz herzlich.

Gestatten Sie mir bitte, meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Gäste, dass ich zum Abschluss meiner kleinen Begrüßungsrede an die beiden ersten und die beiden letzten in unserem Totenbuch dokumentierten Opfer aus der Gruppe der SAW-Häftlinge erinnere, die dem SS-Terror erlagen: Rudolf Prade, Häftlingsnummer 2107, wurde am 7. September 1939 nach Sachsenhausen verschleppt. Der am 27. Mai 1916 in Hamburg geborene Prade verstarb kaum 10 Wochen nach seiner Einlieferung am 6. November 1939. Etwa sechs Wochen später, am 15. Dezember 1939, verzeichnet das Sterbezweitbuch des Standesamtes Oranienburg den Tod von Wilhelm Abels. Der 22-jährige Abels war in Kalkum bei Düsseldorf geboren und von Beruf Versilberer. Der unverheiratete Katholik verstarb nach Angaben der Lagerverwaltung angeblich an einer Lungenentzündung. Am 23. Februar 1945 verstarb Josef Bartylla. Er war am 30. August 1922 geboren und wohl erst im Laufe des Jahres 1944 nach Sachsenhausen verschleppt worden, wie die relativ hohe Häftlingsnummer 134575 vermuten lässt. Nicht einmal einen Monat vor der Befreiung der Häftlinge durch die Alliierten verzeichnete die Lagerverwaltung den Tod des am 26. April 1923 geborenen Johannes Schlichting, Häftlingsnummer 79434; er verstarb an den Folgen einer Bombenexplosion und ist wahrscheinlich im Außenlager Klinkerwerk ums Leben gekommen. Rudolf Prade und Wilhelm Abels, Josef Bartylla und Johannes Schlichting sowie allen anderen Opfern aus der Haftgruppe der Opfer der NS-Militärjustiz wollen wir gedenken. Die Trauer und die Erinnerung an sie werden vom heutigen Tage an in der Gedenkstätte Sachsenhausen einen eigenen Ort haben.

Ich danke Ihnen für Ihre Anteilnahme.



Dr. Hans Otto Bräutigam

## **Ansprache Dr. Hans Otto Bräutigam**

Sehr geehrte Damen und Herren,

unsere Veranstaltung findet nicht zufällig am 8. Mai statt. Der 8. Mai ist einer der wichtigsten nationalen Gedenktage in unserer Erinnerungskultur. Mit der Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 8. und 9. Mai 1945 endete der Zweite Weltkrieg, den die Reichsregierung mit Adolf Hitler an der Spitze begonnen und deren ungeheure Verbrechen Deutschland und die Deutschen zu verantworten haben. Zugleich endete an diesem Tag die nationalsozialistische Gewaltherrschaft. Zu Recht wird dieses Datum bis heute als ein Tag der Befreiung gewürdigt – ein tiefer Einschnitt in der deutschen und europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts.

Die Gedenktafel, die wir heute in der Gedenkstätte Sachsenhausen einweihen, erinnert an die 30.000 Opfer der NS-Militärjustiz, die im Zweiten Weltkrieg wegen Desertion, Kriegsdienstverweigerung und Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt wurden. Etwa 25.000 von ihnen wurden hingerichtet.

Nach dem Ende des Krieges hat es viele Jahre gedauert, bis die Urteile der NS-Militärjustiz gegen Deserteure und andere Kriegsgegner, die aus ehrenwerten ethischen und moralischen Motiven gehandelt haben, als Unrecht anerkannt wurden. In der ersten Nachkriegszeit galten Deserteure weiterhin als Vaterlandsverräter oder Feiglinge und blieben vorbestraft. Erst Anfang der 80er Jahre begann mit Unterstützung der Friedensbewegung eine heftige Auseinandersetzung um die Anerkennung und Rehabilitierung dieser engagierten Kriegsgegner im Zweiten Weltkrieg.

Im Oktober 1990, etwa gleichzeitig mit der Vereinigung der beiden deutschen Staaten, wurde die Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz als ein gemeinnützig anerkannter Verein gegründet. Das Verdienst dafür hat vor allem Herr Baumann. Die Bundesvereinigung forderte mit großem Nachdruck eine Aufhebung der Urteile gegen die Kriegsgegner und deren Rehabilitation. Sie engagierte sich damit für eine Wiederherstellung der menschlichen und staatsbürgerlichen Würde der Opfer der Militärjustiz. Ein erstes Zeichen der neuen Bewertung der NS-Militärjustiz war ein Urteil des Bundessozialgerichts vom 11. September 1991, das den Hinterbliebenen hingerichteter Soldaten eine Entschädigung zusprach. Auch der Deutsche Bundestag beschäftigte sich nun ernsthaft mit diesem Problem. Nach mehreren vergeblichen Anläufen wurde am 15. Mai 1997, also mehr als 50 Jahre nach Kriegsende, eine Erklärung beschlossen, in der es heißt: „Der Zweite Weltkrieg war ein Angriffs- und Vernichtungskrieg, ein vom nationalsozialistischen Deutschland verschuldetes Verbrechen.“

Damit galten die Urteile der NS-Militärjustiz grundsätzlich als Unrecht, waren aber formaljuristisch noch keineswegs aufgehoben. Die verurteilten Deserteure, Kriegsdienstverweigerer und Wehrkraftzersetzer, wie sie damals genannt wurden, blieben weiterhin vorbestraft. Von einer Rehabilitation konnte also immer noch keine Rede sein.

Ein Jahr später, im Mai 1998, wurde endlich ein Gesetz zur Aufhebung von NS-Unrechtsurteilen durch den Deutschen Bundestag erlassen. Aber auch nach diesem Gesetz konnten nur solche Urteile gegen Deserteure aufgehoben werden, die aus „politischen Gründen“ verhängt worden waren. Das bedeutete, die Verurteilten mussten im Einzelfall nachweisen, dass sie politische Motive für ihre Entfernung von der Truppe gehabt hatten. Und das war gar nicht so einfach, zuständig dafür, darüber zu entscheiden, war die Staatsanwaltschaft.

Am 17. Mai 2002 wurden durch ein neues Gesetz die Unrechtsurteile der NS-Militärjustiz pauschal aufgehoben. Doch davon ausgenommen waren die Urteile wegen „Kriegsverrats“, was juristisch bedeutet, Hoch- und Landesverrat im Krieg. Also etwa Desertion in Verbindung mit Widerstand oder mit dem Verrat von Staatsgeheimnissen. Spätere Untersuchungen haben dann ergeben, dass in fast allen bekannten Fällen der Kriegsverrat moralische oder ethische Motive hatte. Insofern wäre auch in diesen Fällen eine Aufhebung der Urteile angemessen gewesen. Die Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz war 2002 nicht bereit, sich mit der neuen Regelung abzufinden. Sie kämpfte nun weiter für eine pauschale Aufhebung auch der Urteile wegen Kriegsverrat – und sie hatte schließlich Erfolg.

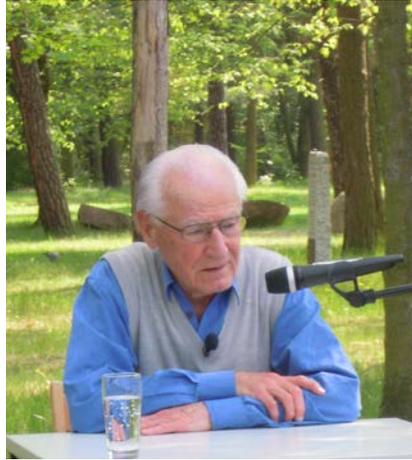
Wenn ich richtig unterrichtet bin, sind im Jahr 2009 alle wegen Kriegsverrats Verurteilten mit einem einstimmigen Bundestagsbeschluss am 8. September rehabilitiert worden.

Ich bitte Sie um Verständnis, wenn ich Sie in meinem Rückblick mit juristischen Fragen ein wenig strapaziert habe. Aber es ging mir in meinem Beitrag darum, Ihnen die lange und mühsame Aufarbeitung und Leidensgeschichte der Opfer der NS-Militärjustiz vor Augen zu führen, eine Leidensgeschichte, die den Betroffenen und ihren Hinterbliebenen sehr, sehr viel zugebetet hat. Sie war verbunden mit heftigen Auseinandersetzungen unserer politischen Parteien über Grundfragen unserer Wehrverfassung, der heutigen Wehrverfassung. Doch letztendlich

ist es gelungen, den Opfern der NS-Militärjustiz späte Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Im KZ Sachsenhausen, Herr Morsch hat es eben erwähnt, wurde schon kurz nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs die Sonderabteilung Wehrmacht eingerichtet. Im KZ Sachsenhausen waren dann mindestens 800 Wehrmachtangehörige inhaftiert. Sie wurden von der SS besonders brutal behandelt. 70 Häftlinge dieser Kategorie kamen ums Leben. Besonders bedrückend, neben den Fällen, die Herr Morsch vorhin sozusagen dargestellt hat, ist auch das Schicksal der Angehörigen einer niederländischen Widerstandsgruppe. Sie wurden von einem deutschen Militärgericht zum Tode verurteilt, dann nach Sachsenhausen verbracht und dort am 2. Mai 1942 erschossen.

Meine sehr geehrte Damen und Herren, es erfüllt uns – so denke ich – alle mit großer Befriedigung, dass wir heute eine Gedenktafel für die Opfer der NS-Militärjustiz einweihen können. Dass es so weit gekommen ist, verdanken wir vor allem Ludwig Baumann, der noch gleich zu uns sprechen wird. Er wurde, was die meisten hier wissen, im Zweiten Weltkrieg als Deserteur zum Tode verurteilt, ist dann aber wie durch ein Wunder der Hinrichtung entgangen. Ludwig Baumann hat viele Jahre unermüdlich für eine Aufhebung der Unrechtsurteile der NS-Militärjustiz und die Rehabilitierung ihrer Opfer gekämpft – mit Erfolg, wie ich eben versucht habe zu erklären. Er hat den Wehrmachtdeserteuren ein Gesicht und eine Stimme gegeben. Mit seinem beispielhaften Einsatz hat er zu einem Bewusstseinswandel in der deutschen Bevölkerung, oder sagen wir in weiten Teilen der deutschen Bevölkerung, beigetragen und damit der Aufarbeitung des NS-Unrechts einen großen Dienst erwiesen. Im Namen des Fördervereins der Gedenkstätte Sachsenhausen, der einen Beitrag zur Gedenktafel geleistet hat, möchte ich Ihnen, lieber Herr Baumann, unseren Dank und unsere Anerkennung für Ihre Lebensleistung aussprechen.



Ludwig Baumann

### **Ansprache Ludwig Baumann**

Lieber Herr Professor Morsch, lieber Herr Dr. Bräutigam, sehr geehrter Herr Bürgermeister, liebe Freundinnen und Freunde,

ich begrüße Sie sehr herzlich! Ich bin sehr froh über diese Gedenktafel, die ich noch nicht gesehen habe, die wir aber gleich enthüllen werden.

Es mag im Mai 1943 gewesen sein, als ich in Torgau war. Dort habe ich viele Zeugen Jehovas getroffen und andere Leute, die später nach Buchenwald oder Sachsenhausen kamen. Dazu möchte ich einiges authentisch sagen. Nach Torgau war ich gekommen, weil ich mit meinem Kameraden Kurt Oldenburg in Frankreich desertiert war. Wir wurden an der Grenze zum unbesetzten Frankreich verhaftet und in Bordeaux zum Tode verurteilt. Wir wurden während der Vernehmung und auch in der Todeszelle vom SD gefoltert, weil wir unsere französischen Freunde von der Resistance, die uns geholfen hatten, nicht verraten haben und weil wir mit Rot-Spaniern, so nannten wir die Menschen, die vor Franco geflüchtet und mit uns inhaftiert waren, einen Ausbruchversuch unternommen hatten. Ich war zehn Monate in der Todeszelle, Tag und Nacht an Händen und Füßen gefesselt. Jeden Morgen, wenn die Wachen wechselten, dachte ich, sie holen mich jetzt raus. Es war so ein Grauen, das mich bis heute - im Alter besonders - verfolgt. Dabei waren wir nach sieben Wochen begnadigt worden, weil mein Vater - ganz zufällig - Beziehungen zu Großadmiral Raeder hatte. In der Marine wurde im Allgemeinen nicht begnadigt, ich glaube auch nicht von Raeder, was mit dem Ersten Weltkrieg und den Meutereien in der Marine zu tun hatte.

Ich kam dann nach Esterwegen und von dort nach Torgau. Es war ein riesiges Gefängnis mit über 60.000 Gefangenen, von denen über 1.300 erschossen, erhängt oder enthauptet wurden. Mehrere tausend sind an den Haftbedingungen zugrunde gegangen. Wir, also die wehrunwürdigen Zuchthäusler aus dem Emslandlager, sollten in Torgau überprüft werden, ob wir körperlich und charakterlich geeignet wären, wieder Soldat zu werden. Ich bekam Diphtherie, war nicht fronttauglich, war über ein Jahr dort und habe im Wallgraben Erschießungen erlebt,

die wir zur Abschreckung ansehen mussten. In Torgau habe ich das ganze Elend der Gefangenen miterleben müssen, weil ich innerhalb der Festung Freigänger war. Dabei habe ich auch Zeugen Jehovas kennengelernt, die mich immer sehr beeindruckt haben. Wir Häftlinge waren ja unentrinnbar diesem Terror ausgesetzt, konnten nicht anders, mussten dort bleiben. Aber bei den Zeugen Jehovas war es ganz anders. Wenn sie den Fahneneid auf Hitler geschworen und ein Gewehr in die Hand genommen hätten, dann wären sie herausgekommen. Dennoch haben sie wie wir gelitten – oft bis in den Tod. Auch spätere Häftlinge der Sonderabteilung Wehrmacht, SAWler, habe ich getroffen. Es waren nicht wenige, die in Torgau Verwahrung hatten, sehr oft Marineangehörige. Sie hatten dann, wenn sie z.B. zu Gefängnisstrafen verurteilt worden waren, die Verwahrungszeit zusätzlich zu ihrer Haft „obendrauf“. Sie mussten schwerer und länger arbeiten, bekamen noch weniger als wir zu essen, waren meist total unterernährt und konnten die erwarteten Leistungen oft nicht erbringen. Zudem waren sie wohl Asoziale in den Augen derjenigen, die da zu bestimmen hatten, und sie sind wohl auch deshalb in die KZs gekommen.

Zurück zu meinem Weg: Wir sind nach Torgau gekommen, um von dort ins Strafbataillon geschickt zu werden. Das wurden wir denn auch. Diese Strafbataillone, von 500 bis 560, die wurden nur noch an der zusammenbrechenden Ostfront dort eingesetzt, wo mit der sogenannten verbrannten Erde vorher alles niedergemacht worden war, ganze Dörfer und ihre Einwohner. Wir wurden dort hineingeworfen, um mit unserem Leben den Rückzug zu decken. Auch von uns hat kaum einer überlebt, auch mein Freund Kurt Oldenburg nicht. Nach drei Monaten waren im Allgemeinen die Strafbataillone aufgerieben. Ich wurde verwundet und kam zurück nach Brünn ins Lazarett. Dort war ein tschechischer dienstverpflichteter Arzt, der meine Verwundung unausgesprochen so behandelte, dass ich dort einige Monate bleiben konnte. Wenn das herausgekommen wäre, so wären wir beide wegen Selbstverstümmelung schwer bestraft worden und hätten das wahrscheinlich nicht überlebt. Auf diese Weise habe ich das Strafbataillon überleben können. Wenn einer schwer verwundet worden war, z.B. ein Bein verloren hatte, dann haben wir ihn auch noch beglückwünscht, weil er nun vielleicht nach Hause kam und überleben konnte. Es haben nur sehr wenige überlebt.

Wir haben aber nach dem Kriege gehofft, dass unsere Handlungen anerkannt werden würden. Aber wenn sich einer von uns gemeldet hat, wurde er als Feigling, Verräter und Krimineller beschimpft. In meiner Verzweiflung habe ich mich gemeldet, ich konnte damals nicht anders, war so traumatisiert. Selbst auf dem Schwarzmarkt in Hamburg wurde ich von ehemaligen Wehrmachtangehörigen zusammengeschlagen.

Kurt Oldenburg und ich sind beide aus Hamburg, das nun vorletzte Woche so eine fantastische Senatsentscheidung für ein Deserteursdenkmal getroffen hat. 730.000 Euro, davon 600.000 für ein Denk-Mal, das am Dammtor als Gegenstück zu dem Krieg verherrlichenden „Kriegsklotz“ entstehen soll. Es soll am 1. September 2014, dem 75. Jahrestag des Kriegsbeginns und des Überfalls auf Polen, eingeweiht werden. Ich hoffe sehr, dass ich das noch erleben darf. - Nun bin ich ganz vom Thema abgekommen.

Was mir damals nach dem Krieg in Hamburg passierte, dass ich zusammengeschlagen wurde, hat mein Vater alles miterlebt. Er war ein wohlhabender Tabakgroßhändler, der sicher

auch aus Kummer über mich 1947 verstarb. Ich habe den geerbten Besitz zusammen mit anderen in wenigen Jahren vertrunken. Ich war am Ende.

Dann bin ich nach Bremen gekommen, habe meine Frau kennengelernt. Ich denke, wir haben uns gerne gemocht, aber ich habe nicht aufhören können zu trinken. Es fehlte uns am Nötigsten und dann ist meine Frau bei der Geburt des sechsten Kindes verstorben. Erst von da an habe ich die Verantwortung für die Kinder und für mich übernehmen können. Ich habe die Kinder alleine aufgezogen. Später bin ich in die Friedensbewegung gekommen.

Im Oktober 1990 haben wir unsere Bundesvereinigung gründen können, mit finanzieller Unterstützung von Herrn Reemstma. Wir waren 37 alte Menschen, fast alle gebrechlich, die meisten mussten von ihren Angehörigen schon zur Gründungsversammlung begleitet werden. Seitdem kämpfen wir für die Rehabilitierung, für die Aufhebung unserer Urteile und für unsere späte Würde. Wir sind im Bundestag und in dessen Ausschüssen zunächst immer wieder gescheitert. Die Argumente der CDU/CSU-Fraktion waren immer, dass wir nicht rehabilitiert werden könnten, weil damit alle Soldaten der Wehrmacht ins Unrecht gesetzt würden und dass damit die Moral der Bundeswehr untergraben würde. Die Ablehnung unserer Forderungen hatte also immer einen Bezug zur Gegenwart. Wohl auch darum war die Rehabilitierung so schwer.

1998 hatte Bundesjustizminister Schmidt-Jortzig einen Gesetzentwurf erarbeiten lassen, in dem alle NS-Unrechtsurteile aufgehoben werden sollten - natürlich auch unsere. Denn zwei Drittel aller Todesurteile der gesamten Nazi-Justiz sind ja gegen Deserteure gefällt worden. Das Einbringen des NS-Unrechtsaufhebungsgesetzes lief zunächst ganz gut, die Grünen und die SPD haben den Gesetzentwurf noch verbessert. Am 4. März 1998 war die erste Lesung im Bundestag, bis dahin ging noch alles gut. Aber dann vor der 2. und 3. Lesung wurden wir, d.h. unsere Urteile, am 27. Mai 1998 vom Rechtsausschuss aus dem Gesetzentwurf rausgeschmissen. Einen Tag später, am 28. Mai 1998, wurde das Gesetz verabschiedet. Wir waren so enttäuscht, wir hatten so gekämpft und konnten es einfach nicht fassen. Doch dann kamen im Herbst 1998 der Regierungswechsel und eine rot-grüne Regierung. Die neue Bundesjustizministerin Däubler-Gmelin hat mir damals sofort schriftlich versprochen, dass unsere Urteile pauschal aufgehoben werden sollen. Aber dann führte die NATO Krieg gegen Jugoslawien, gegen das Völkerrecht, ohne UNO-Mandat. Deutschland war dabei, obwohl die Wehrmacht schwerste Kriegsverbrechen gegen die Serben begangen hatte. Außenminister Fischer und Verteidigungsminister Scharping gaben vor, ein zweites Auschwitz verhindern zu wollen. Welch eine schamlose Verhöhnung der Auschwitz-Opfer!

Frau Däubler-Gmelin hatte es immer wieder versucht im Kabinett, aber unsere Rehabilitierung war nicht durchzubringen. Da haben wir uns erstmals an die PDS gewandt. Deren Bundestagsfraktion hat dann klugerweise den damaligen Gesetzentwurf der SPD-Bundestagsfraktion, als diese noch in der Opposition war, wörtlich übernommen und in den Bundestag eingebracht. Da ist dann – zu unserem Glück – der SPD eine Panne passiert. Bei der ersten Lesung des Gesetzes im Mai 2001 hat die SPD-Fraktion zu Protokoll gegeben: „Dieser Gesetzentwurf ist das Papier nicht wert, auf dem er steht, nicht die Zeit, die man gebraucht, um

ihn abzulehnen.“ Die SPD hatte übersehen, dass es ihr eigener, früherer Gesetzentwurf war. Das war natürlich ein großes Versehen, das auch in die Öffentlichkeit kam. Dafür hat sich die SPD später förmlich entschuldigt, so dass schließlich im Mai 2002 unsere pauschale gesetzliche Rehabilitierung beschlossen werden konnte - außer Kriegsverrat.

Die offizielle Begründung, warum die Urteile wegen Kriegsverrats nicht aufgehoben werden sollten, war ein Skandal. Es hieß dort, trotz der vielen tausend Urteile die aufgehoben werden, können einige Straftatbestände nicht aufgehoben werden: Es wurden exemplarisch vier genannt: Misshandlung von Untergebenen, Plünderung, Kriegsverrat und Leichenfledderei. Also in diesen Kontext wurden die Kriegsverräter gestellt, von denen wir wussten, dass sie dort nicht hinein gehörten. Später wurde wissenschaftlich nachgewiesen, dass sie ehrenwerte, edle Motive hatten. Selbstverständlich hat es bei dem deutschen Angriffs- und Vernichtungskrieg auch unter den Opfern Täter gegeben, auch bei uns, den Deserteuren wie bei den Männern vom 20. Juli, nicht aber bei den Kriegsverrättern.

Noch schlimmer vor der Geschichte war aber eine zweite Begründung. Sie lautete, Kriegsverrat hätte eine nicht auszuschließende Lebensgefährdung deutscher Soldaten bedeutet. Nun war ja nicht jeder deutsche Soldat ein Täter, beileibe nicht. Aber die deutschen Soldaten waren Teil eines Vernichtungskrieges, der zig-Millionen Menschen das Leben kostete. Je früher er beendet worden wäre, desto besser wäre es gewesen und hätte vielen Menschen in der Heimat wie an der Front das Leben gerettet. Und was gibt es besseres, als Krieg zu verraten? Kriegsverrat ist auch heute eine Friedenstat. (Beifall)

Der langjährige UNO-Beauftragte für das Menschenrecht auf Nahrung, Prof. Jean Ziegler, beschuldigt unsere reichen, westlichen Länder des millionenfachen Mordes an den Armen, weil wir der übrigen Menschheit zu unserem Vorteil und Überfluss eine Weltwirtschaft aufgezwungen haben und weiter aufzwingen, bei der jeden Tag, auch heute, bis zu hunderttausend Menschen elendig verhungern. Und diese Menschheitsverbrechen werden natürlich auch mit Kriegen verteidigt.

Schon in den 60er und 70er Jahren des letzten Jahrhunderts haben die USA über drei Millionen Vietnamesen getötet, haben davon bis zu hunderttausend grausam mit Napalm-Bomben ermordet. Was hatten die Vietnamesen ihnen denn getan, dass die USA diese Verbrechen begangen haben? Auch die heutigen Kriege sind nicht weniger grausam und verbrecherisch. Was haben wir zum Beispiel in Afghanistan und am Hindukusch militärisch zu verteidigen? Was haben wir da zu suchen? Was wäre denn, wenn die armen Länder stärker wären und sie ihre Interessen militärisch am Rhein, den Alpen oder in Nordamerika verteidigen würden?

Wir in diesem reichen Land, von keinem bedroht und mit unserer Geschichte, sind aufgerufen gewaltfrei zu handeln, uns einzusetzen für Gerechtigkeit, für das Leben und den Frieden.

Auch dafür soll diese Tafel stehen.

(Beifall)



Ludwig Baumann und Dr. Bräutigam nach der Enthüllung der Gedenktafel



Marlon Kittel während der Lesung

### **Lesung aus dem Buch >Kirschen der Freiheit< von Alfred Andersch**

Die Lesung aus dem Buch von *Alfred Andersch*, *Kirschen der Freiheit*, erfolgte aus den beiden Kapiteln „Die Kameraden“ und „Die Angst“. Die Lesung wird - hier auszugsweise und mit angepasster Rechtschreibung - abschriftlich wiedergegeben. Die Textauszüge sind zitiert mit freundlicher Genehmigung des Verlages nach *Diogenes Taschenbuch 20001*, Zürich 1971, S. 59-64, S.66- 67, S. 77-85. (Copyright-Hinweis des Verlages: Alfred Andersch 'Die Kirschen der Freiheit' 1971, 2006 Diogenes Verlag AG, Zürich):

#### **Die Kameraden**

„Ziemlich genau fünf Jahre später, Pfingsten 1944, lief mein Leben endlich auf den Punkt zu, auf den es seinen für mich unsichtbaren Kurs gehalten hatte.

Ich war mir völlig im Klaren, während ich auf der Brücke stand und rauchte. Die Zypressen, hinter denen das letzte Auto der zweiten Schwadron, ein Peugeot-LKW, verschwand, waren schwärzer als das Laubgewölk der Kastanien. Aber die Straße war weiß, von Mondlicht überflutet, und das Land, die südliche Arno-Ebene, war schimmernde Asche, Mondasche. Das ausgetrocknete Flussbett blasste sein Geröll kreidig herauf.

Ich hatte den lehmbeschwerten Stahlhelm ans Koppel gehängt und den Karabiner von der Schulter genommen. Die Pfeife war glühend und lebendig. Aus der Ferne konnte ich den Lärm der Kolonnen auf der Küstenstraße, der Via Aurelia, hören. Die Schwadron musste gleich eintreffen. Der Oberleutnant hatte mich bis hierher zurückgebracht, nachdem der Quartierplatz bestimmt worden war, dann war er wieder auf dem Motorrad nach Süden gerast. Weil ich ein wenig Italienisch sprach, musste ich immer mit dem Oberleutnant vorausfahren und nachher die Schwadron einweisen.

Eine Nacht wird kommen, dachte ich, in der ich allein sein werde, ohne auf jemanden warten zu brauchen. Endgültig, allein. Allein und frei. Außer Gesetz und Befehl. Ausgenommen von der Nacht und der Wildnis der Freiheit. Vorsichtig mich bewegend, durchs Gras, unter Bäumen und Felsen. Indianerspiel. Wolken über mir. Stimmen in der Ferne. Geducktes Lauschen. Vorbei. Schlendernder Wanderschritt. Blumen. Freier Schlaf am Ginsterhügel. Rinnende Wasser. Stummer Tierblick. Eine Nacht, ein Tag, eine andere Nacht. Wer weiß? Nächte und Tage der Freiheit zwischen Gefangenschaft und Gefangenschaft.

Es klang romantisch, aber es war eine ganz klare und simple Sache. Musste weg. Wusste es zum ersten Mal ganz sicher, als ich in der jütischen Heide lag, irgendwo bei Randers, versteckt im Heidekraut, und die Sturmgeschütze beobachtete, die auf uns zukamen bei der Divisionsübung im März 1944. War ein tolles und herrliches Gefühl, wie ich da lag und es mir überlegte. Dänemark war ein gutes Land für solche Entschlüsse; wenn man in Aalborg im Café saß und den Regen draußen aufs Pflaster pladdern hörte, wenn man bei Gefechtsübungen Posten stand und auf den See blickte, der zwischen den schweigsamen Heidehängen lag wie eine schlafende Kuh, dann trat die Freiheit in Gestalt einer jungen Blondine oder eines rüttelnden Habichts in mich ein. Aber sie brauchte nicht einmal Gestalt anzunehmen – sie war ganz einfach da, die Freiheit in Dänemark.

Erinnerte mich auch an den Herbstabend drei Jahre zuvor, 1941, als mir, während ich in einem Truppentransport-Zug durch Thüringen fuhr, der Gedanke gekommen war, wegzugehen. Hatte in der Türe des Viehwaggons gehockt und die großen roten Bauernhöfe betrachtet, an denen der Zug im späten Licht vorbeitrieb. Aussteigen, hatte ich gedacht, und ins Land hineingehen, irgendwo in einem dieser Höfe oder in einem Gasthaus ein Zimmer mieten und dann bleiben, ein unbekannter Fremder, der unter Fremden Wohnung genommen hat. Ein Namenloser. In Uniform war das natürlich unmöglich. Überhaupt: Eine Bücher-Idee. Undurchführbar. An den einsamsten Buchten der englischen Küste gab es Herbergen, in denen Fremde ankamen, seltsame Münzen wechselten, und sich Namen gaben wie: >Der alte Bukanier<,>Der Blinde< oder >Schwarzhund<. Länder und Zeiten, in denen man leben konnte, ohne seinen Namen zu nennen. In Thüringen 1941 war das ganz ausgeschlossen. Schon leere Bäume, noch farbige Bäume, am Zug entlang geweht, im Herbst, in Thüringen, und dann hatte mich der Gedanke verlassen.

Aber in Dänemark stand er wieder neben mir, flüsternd, ein Schatten, den ich mit meinem Körper deckte, wenn ich lauernd im Heidekraut lag, indem die Panzer auf mich zukamen. Und wenn ich einen Kiesel am Strande von Hobro auflas und in den Mariangerfjord hinausschleuderte, dann Pfiff der Stein für mich die Worte >Fahnenflucht< und >Freiheit< über die Wellen, ehe er versank.

In der Nacht der Arno-Ebene aber brauchte der Gedanke nicht einmal mehr zu sprechen. Er schwieg. Er war zur Nacht und zur Brücke und zur Pfeife geworden. Die Dinge sprechen nicht. Die Dinge sind. Es war eine ganz klare und simple Sache.

Ich hörte sie schon von weitem Kommen, ein Lachen, ein Ruf, Klirren der Waffen und Räder. Ein Feldwebel, der an der Spitze fuhr, rief mich an: „Was ist los? Wie lange dauert diese Scheiße noch?“

Die Schwadron kam hinter ihm zum Stehen. Der Feldwebel war betrunken, der Unteroffizier neben ihm war betrunken, der Meldertrupp hinter den beiden, dem ich angehörte, war nüchtern.

„Fünzig Kilometer noch, Oberfeld“, sagte ich. „Wir kommen gleich auf die Aurelia...“ „Verdammter Mist“, schimpfte er, „noch fuffzich Kilometer. Auf was für eine Rosalia kommen wir?“

„Auf die Küstenstraße“. Die Schwadron bezieht fünfhundert Meter hinter einer Ortschaft namens Ravi Tagesquartier. Die Brückenumgehungen werden von der Polizei eingewiesen. Die Brücken sind nämlich alle im Eimer.“

„Na, schön“, sagte er, plötzlich nüchtern. „Haben wir keine Luftwaffe mehr?“ Er gab das Zeichen zur Weiterfahrt. „Holen Sie Ihr Rad vom LKW und kommen Sie dann nach vorn!“

Es war Marscherleichterung befohlen worden, und sie hatten alle die Stahlhelme abgenommen, die Feldblusen aufgeknöpft und die Ärmel aufgerollt. Ich konnte ihre Gesichter sehen und die Haare, als sie vorbeifuhren. Die Nacht hatte ihre Haare dunkel gemacht und die Gesichter gleichmäßig hell, und nur, wenn einer blonde Haare hatte, schimmerten sie im Mondlicht. Sie fuhren gleichmäßig, aber manchmal musste einer bremsen, weil er zu schnell gefahren war. Ihre Gesichter waren stumpf und auf die Kolonne gerichtet, aber noch nicht müde. Die Zugführer und Unteroffiziere waren betrunken, sie fuhren schwankend, aber schnell, von einer Straßenseite zur anderen, fingen sich aber vor den Gräben wieder auf. Die Soldaten ließen einen gleichmäßigen Abstand zwischen sich und den Betrunkenen, so dass die Kolonne nirgends abbrach.

Sie hingen mir meterlang zum Hals heraus, die sogenannten Kameraden. Sie kotzten mich regelrecht an. Das Schlimmste an ihnen war, dass sie immer da waren. Kameradschaft – das bedeutete, dass man niemals allein war. Kameradschaft hieß, dass man niemals eine Tür hinter sich zumachen und allein sein konnte.

Die meisten von ihnen hatten bis vor zwei Tagen an den Sieg Hitlers geglaubt, bis zu der Stunde, wo wir in Carrara ausgeladen wurden und erfuhren, dass die Front in fünf Nachtfahrten an die Front geworfen werden sollte. Die Front befand sich damals noch südlich von Rom, und der Gegner – ihr Gegner, nicht der meine – setzte zum Durchbruch bei Nettuno und Cassino an. Aber das wussten wir nicht. Wir wussten nur, dass wir in Carrara, also noch nördlich des Arno, ausgeladen werden mussten, weil das Eisenbahnnetz von dort bis hin nach Rom nicht mehr benutzbar war. Wir wussten, dass wir uns bei Tage nicht auf der Straße blicken lassen konnten, auf keiner Straße der italienischen Halbinsel, weil die Luftwaffe des Gegners – ihres Geg-

ners, nicht des meinen – von Bozen bis Syrakus frei operieren konnte und kein deutsches Flugzeug es wagen durfte, sich bei Tage am Himmel Italiens zu zeigen...

Irgendetwas war mit meinen sogenannten Kameraden natürlich seit der Ankunft vor zwei Tagen vor sich gegangen. Ich spürte das, während ich sie an mir vorbeiziehen ließ, in der Nacht, deren Mond fahles Licht auf sie warf. Während des Marsches waren sie stumpf und ausgehöhlt vor Müdigkeit, aber dennoch dachten sie an die Sturmgeschütze, die irgendwo bei Pisa zurückgeblieben waren. Es waren sehr schöne, neue Sturmgeschütze gewesen, und die Soldaten wussten nun, dass es keinen glänzenden, im Manöverstil vorgetragenen Angriff im Gefolge der Panzer, aus denen die langen Rohre ragten, geben würde. Es war schon soweit mit ihnen gekommen, dass sie tagsüber mit einer Art sachlicher und ästhetischer Bewunderung aus der Deckung heraus den nach Norden fliegenden amerikanischen Luftgeschwadern nachsahen. Ich weiß nicht, ob sie in jenen Tagen noch an den Sieg glaubten. Aber sie waren jedenfalls immer noch bereit, ihn herbeizuführen.

Ihretwegen sollte ich etwa nicht desertieren? Aus >Kameradschaft< sollte ich >beim Haufen< bleiben? Es war zum Lachen. Sie machten mir den Abschied leicht. Ich lief mit einem herrlichen anarchistischen Gefühl in diesem Haufen herum. Ich wusste, dass sie in irgendeine Form der Vernichtung liefen. Ich wusste, dass ich ihre Vernichtung nicht teilen würde: entweder würde ich alleine durchkommen oder mir eine besondere, allein mir gehörige Form der Vernichtung bereiten. Es gab keine Möglichkeit, darüber auch nur mit einem einzigen dieser >Kameraden< zu sprechen – ich wäre nicht sicher gewesen, nicht angezeigt zu werden. Ich musste das Wagnis vollständig auf eigene Faust unternehmen. ...

## **Die Angst**

Rasierte mich gerade, am zweiten Morgen darnach, am Brunnen meiner Hügelvilla bei Piombino, in deren Park wir den Tag verbrachten, als der Oberleutnant mit seinem Waschzeug hinzukam. Ich versuchte die Andeutung eines Grußes, doch der Chef winkte sogleich ab und begann mit seiner Toilette. Der Brunnen bestand aus einem großen, damastgelben Marmorbecken; in Gestalt eines Greifenkopfes entsprang der wasserspendende Mund der Hauswand. Wir waren im Innenhof des kleinen Palastes allein.

„Woher haben Sie eigentlich Ihre Italienisch-Kenntnisse?“ fragte er. Er war klein, dunkel, hübsch, drahtig, gefährlich. Seine Ansprache an uns beim Abmarsch aus Dänemark hatte er mit den Worten geschlossen: „Für diejenigen, die vor dem Feind nicht spüren: In meiner Pistole sind sechs Schuss“ Das war Herr Oberleutnant Meske.

„Ich bin im Frieden schon ein paarmal dagewesen“, antwortete ich. Und jetzt kein Wort weiter, dachte ich im gleichen Augenblick, dem Heini nicht zeigen, dass man mehr gesehen hat als er.

„Haben Sie gehört“, fragte er, „dass die Engländer den italienischen Überläufern in Afrika die Hosenböden herausgeschnitten und sie wieder zurückgejagt haben?“ Er wartete keine Antwort ab, sondern setzte hinzu: „Aber sie werden nie lernen, zu kämpfen.“

Das Geräusch des dünnen Wasserstrahls wurde manchmal unterbrochen, wenn der Chef seinen Kopf darunter hielt, um sich prustend zu waschen. Ich beobachtete ihn wachsam und gespannt aus den Augenwinkeln heraus, während ich mir sorgfältig das Kinn schabte. Nach einer Weile sagte er: „Sobald wir wieder in Ruhstellung sind, werde ich dafür sorgen, dass Sie zum Gefreiten ernannt werden.“

Das hat also geklappt, dachte ich. Meine Tarnung war in Ordnung. „Danke bestens, Herr Oberleutnant!“ sagte ich laut. Der Chef nickte.

Nachdem ich mein Rasierzeug verstaut hatte, schlenderte ich durch den Park, in dem Zypressen wuchsen, so riesige, wie ich sie zuvor nur in der Villa d'Este gesehen hatte, mächtige schwarzgrüne Säulen, in denen das Sonnenlicht lautlos versickerte. Lorbeerbüsche wuchsen entlang den Wegen, und das dünne, schwarze Geäst der längst verblühten Glyzinien schob sich die Mauer hinauf. Unter den Bäumen lagen die Soldaten im Schlaf. Ein leichter, von leisem Wind umspielter Schlaf umfing sie, ein südlicher Gartenhügel-Schlaf. Als ich stehenblieb und, die Arme auf die Mauer gestützt, ins Land hinaussah, erblickte ich zuerst das Silberlaub der Oliven, die den Hügel bedeckten, und dann das staubweiße Band der todesstillen Straße. In einem Ausschnitt der Hügel zur Linken war das Meer zu sehen, ein stumpfblaues, einsames Meer, das so aussah, als hätte es noch niemals das Kiel eines Schiffes durchschnitten, ein schieferfarbenes und tückisches Weltende-Meer. Vom Meer her zog ein Geschwader silbern glitzernder Flugzeuge mit dem gesanghaften Dröhnen der Motoren über den Himmel nach Osten und begegnete sich mit einer Staffel anderer, zwiegeschwänzter Maschinen, die ihren Weg nach Norden nahmen. Die Automaten zogen, ohne sich zu berühren, in mittleren Höhen aneinander vorbei und über die verlassen wogenden Weizenfelder hinweg, über die abgeschlossen brütenden, von Weltangst erfassten Pinien dahin, welche die Unendlichkeit der Getreide-Seen unterbrachen, fern und drohend dahin über die dämonische Verschlossenheit der Ölbaumhügel, die wieder in die etruskische Einöde ihrer Vergangenheit zurückgekehrt waren.

Diese Gegend legte einem das Gefühl der Angst nahe.

Desertierte natürlich auch, weil ich nicht gerne, wie man in der Armee sagte, „die Arschbacken zukneifen wollte.“ Anscheinend tut man das, wenn man stirbt. Sage übrigens lieber >Armee< oder >Truppe< oder >Militär< statt >Wehrmacht<. >Wehrmacht< ist eine typische Wort-Erfindung eines heroischen Etappen-Trottels. Auch historischer Nonsens, wenn man daran denkt, dass sich das, was sich >Wehrmacht< nannte, von dem Augenblick des Krieges an, wo es ernst wurde, konsequent >Absetzungsbewegungen< durchführte, >Frontbegradigungen< vornahm, höchstens >hinhaltenen Widerstand< übte – mit zwei Tätigkeitswörtern gesagt: geschlagen wurde und

floh. Für sie gilt in höherem Maße, was Hemingway von dem englischen General Montgomery berichtet: "Monty was a character who needed fifteen to one to move, and then moved tardily."

Weder Wehr noch Macht also, aber Millionen ziemlich tapferer Männer, die es im Bauch hatten, dass es im Grunde Quatsch war, zu kämpfen. Wenn sie's taten - und oft taten sie es gut -, dann unter Zwang oder um gerade noch eben das Gesicht zu wahren, weil man das Gesicht wahren musste, als die Vollidioten bei den anderen gesiegt hatten und mit der Formel von der >bedingungslosen Übergabe< (unconditional surrender) anrückten. Die deutschen Soldaten haben das Gesicht gewahrt, aber es hat im letzten Kriege niemals eine >Wehrmacht< gegeben, sondern einzig und allein Millionen bewaffneter Männer, deren größerer Teil nicht die geringste Lust hatte zu kämpfen. So ein Haufen wie der, bei dem ich herumliefe, war eine absolute Ausnahme. Und es war eine ironische Kaprice des welthistorischen Instinkts, dass gerade ein solcher Klub von seinen Gegnern beinahe komplett vereinnahmt werden konnte.

Aber eben nur beinahe komplett. Ich jedenfalls würde bei der Gefangennahme fehlen. Dachte nicht daran, mich bedingungslos zu übergeben, was im Akt der Gefangennahme beschlossen lag. Ich würde freiwillig kommen und mir damit das Recht vorbehalten, meine Bedingungen zu stellen. (Ich meine natürlich nicht das Recht besserer Behandlung in der Gefangenschaft, sondern politische Bedingungen in der Zeit nach dem Kriege.) War natürlich Blödsinn, was Meske sagte, dass sie einem den Hosenboden herausschnitten. Ich hatte ihre Flugblätter gelesen. Sie sicherten gute Behandlung und schnelle Entlassung nach Kriegsschluss zu. Das war klare Propaganda. Darauf durfte man nichts geben. Und das mit den Hosenböden war Gegenpropaganda. Ich hatte mich entschlossen, ,rüber zu gehen, weil ich den Akt der Freiheit vollziehen wollte, der zwischen der Gefangenschaft, aus der ich kam, und derjenigen, in die ich ging, im Niemandsland lag. Ich wollte ,rüber, weil ich mir damit aufs Neue das Recht erwarb, Bedingungen stellen zu können, auf die ich mir schon in der Vergangenheit einen Anspruch erworben hatte; ich wollte diesen fast verjährten Anspruch erneuern. Ich wollte ,rüber, weil es absurd gewesen wäre, wenn ich auch nur einen Schuss gegen einen Gegner abgegeben hätte, der niemals mein Gegner sein konnte. Für mich gab es kein Schützenloch, aus dem heraus ich hätte feuern können. Und außerdem wollte ich natürlich ,rüber, weil ich Angst hatte, ins Feuer zu kommen und, sinnlos oder nicht sinnlos, sterben zu müssen.

Könnte nun den vorigen Absatz streichen und erzählen, dass ich eigentlich sehr mutig gewesen bin, weil ich die Gefahr des Todes im Kampfe mit der wahrscheinlich viel größeren Gefahr vertauschte, während meiner Desertion von der Feldpolizei aufgegriffen und sogleich hingerichtet zu werden. Könnte so in der Tat aus meinem Buch eine heroische kleine Story machen.

Sie hätte nur den geringfügigen kleinen Nachteil, nicht zu stimmen. Natürlich habe ich die Gefahr, geschnappt zu werden, erwogen, als ich den Plan zur Flucht fasste.

Aber der Gedanke an die Feldpolizei hat in keiner Sekunde der Vorbereitung meiner Tat die Form der Angst angenommen. Angesichts meiner Aufgabe erfüllte mich ein Mut, der niemals die Phase der Furcht durchschritten hatte. Am ehrlichsten bin ich, wenn ich sage, dass ich mich Aug' in Auge mit dem Risiko, das ich einging, eine Stimmung grandioser Unbekümmertheit ergriff.

Ich habe mich nicht einmal gefragt, ob ich mich hinterher wie der Reiter überm Bodensee fühlen würde.

Dagegen hatte ich, wie gesagt, gegenüber der Möglichkeit, in die absurde Blutzone des Krieges eintreten zu müssen, jene Art von instinktiver Abneigung, die man mit dem Worte Angst bezeichnet.

Ich will aber damit sagen, dass ich nicht von panischem Schrecken erfasst war. Die meisten Desertionen, besonders die geplanten Massendesertionen, etwa von italienischen Soldaten in Afrika, geschahen ja nicht aus Furcht vor dem Tode, sondern aus dem Willen, zu leben. So, wie die meisten Selbstmorde nicht aus Angst vor dem Leben, sondern aus dem Wunsch zu sterben, entstehen. Ich meine, dass man sich nur töten kann, wenn man von unwiderstehlicher Liebe zum Tode erfasst ist. Der in den Kampf auf Leben und Tode geht, muss sich zum Tode entschlossen haben, denn er kann nicht mit dem Leben rechnen; er ist ein potentieller Selbstmörder. (Ich spreche nicht von jener tierhaften Sorte Kämpfer, die kämpfen, weil sie siegen, also den Gegner töten wollen; sie sind potentielle Mörder.) Dass er dem Tode ins Angesicht schauen kann, macht die Ehre des Kämpfers aus, wie schon Schiller richtig bemerkte.

Wie es die Ehre des Deserteurs ausmacht, sich vom Angesicht des Todes abzuwenden, von dem Gorgonenhaupt, das nicht zur Tat befreit, sondern den, der es anblickt, versteinert.

Kopfloose Furcht hatte mich nur einmal in meinem Leben ergriffen, im Herbst 1933, in jener Zelle des Münchener Gestapo-Gefängnisses, als ich zum zweiten Mal verhaftet worden war. Die Furcht und ihre höchste Steigerung, der Schrecken, kommen von außen auf den Menschen zu, während die Angst bereits von Anfang an in ihn eingeschlossen ist. Sie gehört, ebenso wie der Mut, zu seiner Natur. Zwischen Angst und Mut treten die beiden anderen natürlichen Eigenschaften des Menschen, Vernunft und Leidenschaft. Sie führen die Entscheidung, die er zwischen Mut und Angst zu treffen hat, herbei. In jenem winzigen Bruchteil einer Sekunde, welcher der Sekunde der Entscheidung vorausgeht, verwirklicht sich die Möglichkeit der absoluten Freiheit, die der Mensch besitzt. Nicht im Moment der Tat selbst ist der Mensch frei, denn indem er sie vollzieht, stellt er die alte Spannung wieder her, in deren Strom seine Natur kreist. Aufgehoben wird sie nur in einem flüchtigen Atemhauch zwischen Denken und Vollzug. Frei sind wir nur in Augenblicken. In Augenblicken, die kostbar sind.

Mein Buch hat nur eine Aufgabe: einen einzigen Augenblick der Freiheit zu beschreiben. Aber es hat nicht die Aufgabe, zu behaupten, dass die Größe des Menschen sich nur in solchen Augenblicken verwirkliche. Es ist ein Leben denkbar, in dem die

Freiheit niemals erfahren wird und das dennoch seinen vollen Wert behauptet. Der Wert des Menschen besteht darin, dass er Mut und Angst, Vernunft und Leidenschaft nicht als feindliche Gegensätze begreift, die er zerstören muss, sondern als Pole eines Spannungsfeldes, das er selber ist. Denn wie kann bis zum Mord entschlossene Feindschaft herrschen zwischen Eigenschaften, die so offensichtlich zur menschlichen Natur gehören, dass, wollte man auch nur eine von ihnen amputieren, die Seele sterben müsste? Wie viele lebende Leichname gibt es, die – mag ihr Fleisch noch so blühen – gestorben sind, weil sie entweder die Angst oder den Mut, die Vernunft oder die Leidenschaft aus sich ausgerottet haben? Die Freiheit ist nur eine Möglichkeit, und wenn man sie vollziehen kann, so hat man Glück gehabt – worauf es ankommt, ist: sich die Anlage zur Freiheit zu erhalten.“ ...

Die Lesung schließt mit dem Beifall der Versammlung. Diese folgt der Einladung des Gastgebers zu einem Empfang in die Cafeteria der Gedenkstätte Sachsenhausen.

-----



Anmerkung:

Diese Broschüre ist - aus urheberrechtlichen Gründen für die Seiten 15-22 zunächst bis Juli 2018 - als PDF-Datei veröffentlicht auf der **Webseite** der Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz in der Rubrik **>Pressemitteilungen<** unter dem Datum 8. Mai 2013. Dort sind auch die Einladung, weitere Fotos und ergänzende Informationen zur Veranstaltung zu finden.